Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Die Stadt am See [Fortsetzung]
Autor: Matthey, Maja
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571481

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Latsch mit Piz d'Aela (3340 m) und Tinzenhorn (3179 m). Phot. Max Frei, St. Gallen.

Es Gloggeglüt

Bi wyt vo hei,
Mängs hundert Stund,
Und weiß nit, wenn
Das Stündli chunnt,
Wo's wieder heißt: Deheime!

I lyde mi
Und ha mi still:
I finde doch
Do usse vill,
Wo niemer het deheime.

Doch so wie das,
So gfallt mer nüt:
I ghöre do
Nes Gloggeglüt:
Es tönt wie das deheime . . .

Josef Reinhart, Schönenwerd.

Die Stadt am See.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Maja Matthey, Zürich.

II.

Virginia Arnold stand am Seeufer und blickte über die blaue glitzernde Fläche, darin sich der Tag das Antlitz rein wusch von dem Schweiß der Arbeit und der Flüchtigkeit seines beweglichen Lebens. Dort stand der Tag, bis an die Brust im Wasser, und tauchte seine heißen Backen in die klare kühle Flut, bis die Nebel aufdampften und von den Bergen die Dämmerung kam und ihre grauen Haare ausbreitete über das Land und das Wasser und das Antlitz des Tages.

„Komm, die Lichter sind angezündet in den Auslagen!" sagte Therese ungeduldig und zog die Freundin von dem Wasser fort über die Straße zu den Läden. Sie mußten sich ihren Weg suchen zwischen den Trams hindurch, den Autos und den Menschen, die aus der Stadt aufs Schiff und vom Schiff in die Stadt drängten. Manchmal wurden sie zur Seite gestoßen, mußten einen Schritt seitwärts oder einen Sprung rückwärts machen und sich mit einem neuen Sprung aus der Verlegenheit retten, in die sie durch das Vermeiden der ersten gerieten. Die Betrachtung des Sonnenuntergangs hatte Virginias Zügen einen versonnenen träumerischen Ausdruck verliehen. Der verflog bei dem Rasseln der Räder, dem Tuten der Autos und dem heransausenden Fauchen der Trams. Ihre Züge belebten sich; ihre Nerven waren angespannt durch die aufmerkende Tätigkeit ihres Gehirns und ihrer Augen, die ihre Ohren lehrten, die Geräusche nach ihren Richtungen zu unterscheiden und abzuschätzen. Aus all dem Wirrwarr von Tönen und Untertönen, von Rollen, Stampfen und Gleiten hörte sie den harten Hufschlag eines Pferdes und fühlte einen warmen Atem in ihrem Nacken. Mit einem Satz sprang sie auf das Trottoir und blickte sich um. Da sah sie das Tier hoch aufsteigen, mit schäumendem Maule und vor Entsetzen weit hervorquellenden Augen. Das schrille Getute eines Kraftwagens hatte es aus der Ruhe gebracht, und das Fauchen des Trams hatte ihm den eingelernten Gehorsam ausgetrieben, sodaß es versuchte, abzuwerfen, was ihm auf dem Rücken saß und ihm die Sporen in die Flanken drückte. Der ihm auf dem Rücken saß, verstand das aufgeregte Tier zu meistern. Es stieg noch einmal hoch, schlug mit den Hinterbeinen aus und versuchte eine Galoppade. Sein Meister saß ihm fest

auf dem Rücken und zwang es zurück zum Gehorsam.

„Grundbacker," sagte Therese mit gespitzten Lippen. Virginia schritt tapfer aus, nun die Straße durchquert war und ein breites, von Bäumen eingesäumtes Trottoir ein rasches Vorwärtskommen erleichterte. In ihrem einfachen Anzug hatte sie etwas Knabenhaftes an sich, etwas von einer unverbrauchten Kraft. Aus ihrem freien Ausschreiten, das zielsicher die Gefahren erkannte und vermied, konnte ein beobachtender Geist herausfinden, daß in Virginia ein guter Kamerad steckte mit einem ehrlichen, graden Freundschaftssinn, der sich nicht in Liebeshändeln abkühlen würde.

Vor einer Seidenauslage hielt Therese die Freundin zurück. Es war ihr eine Lust, das Auge auf den weichen glänzenden Stoffen ruhen zu lassen, auf den kostbaren Geweben, die zwischen den bunten Lampen des Ladens ausgebreitet lagen. Therese stieß kurze, entzückte Ausrufe aus. Ihre Lippen bebten, und ihre Augen blitzten in dem heißen Wunsche, diese Herrlichkeiten zu besitzen und mit dieser weichen Seide ihre Gestalt zu schmücken. „Der Vater muß mir den Kauf erlauben!" rief sie lachend. Dabei schob sie ihre Lippen zurück von den kleinen spitzen Zähnen, die weiß und blinkend wie Dölchlein in ihrem Munde standen. Das Licht der Auslagelampen fiel ihr grell ins Gesicht und beleuchtete ihr Stumpfnäschen, und das rötliche Lockengeringel um Stirn und Wangen gab ihrem Antlitz einen prickelnden Reiz.

„Ich will gleich anfragen beim Vater," sagte sie. „Komm mit, Virginia!"

Sie bogen aus der Lindenallee, darin die eleganten Läden waren, in eine Nebengasse ein, an deren Ende das Büreau Herrn Burgers lag.

„Stören wir nicht durch unsern Besuch?" Virginia wußte, daß Theresens Vater ein vielbeschäftigter Architekt war, nach dessen Plänen eine ganze Straße in Lindenberg ihre Häuser erhalten hatte. Therese zuckte die Achseln. Die Gasse zum Büreau war schmal und winklig und stieg in einer steilen Linie hinauf in eine erhöhte Lage. Dort waren die Auslagen der Geschäfte bescheiden, und keines der Mädchen warf einen Blick auf die billigen Waren, an denen die Preise festgenagelt waren wie die Lockspeise am Angelhaken. Hinter blauen und grünen Gittern lagen die Comptoirs der Kaufherren, die Wechselstuben der Makler, und aus den Erdgeschossen stieg ein Dunst von billiger Nahrung in die Gasse. Dort stand eine Gruppe Arbeiter. Sie gestikulierten heftig und sprachen erregt in einer weichklingenden fremden Mundart, aus der sie ein einzelnes deutsches Wort immer wie den Refrain eines Liedes im Chor wiederholten.

„Hungerschärfer nennen sie uns," erboste sich Therese. „Mein Vater kann nichts dazu, wenn ihnen der Unternehmer nicht gibt, was sie fordern!" Sie stampfte mit dem Fuße heftig auf. „So sind die Italiener!"

Virginia sah eine Gruppe aufgeregter Arbeiter mit roten Binden um den Leib geschlungen und dunkeln, scharfgeschnittenen Gesichtern. Sie trugen Arbeitsspuren an ihrem Gewande, Kalk und Mörtelspritzer.

„Hörst du, da rufen sie es wieder, das abscheuliche Wort, und zeigen die Zähne und heben die geballten Fäuste hoch!"

„Hungerschärfer!" grollte es durch die Gasse.

Virginia schritt furchtlos vorwärts. Sie hatte aus der Ferne einige dumpfe, regelmäßige Tritte gehört; die verrieten ihr eine anrückende Patrouille.

„Die Polizei!" schrie sie dem ihr Zunächststehenden zu, den sie aus der Anwaltsstube ihres Vaters kannte. Der Angeredete horchte auf, sah das Mädchen an, von dem er eine freundliche Erinnerung behalten hatte, und stieß einen Pfiff durch die Zähne, kurz und grell, als müßte er mit Gewalt in einem einzigen Zug seinen Lungen die Luft entziehen, die darin rumorte, sie aufblähte und ihm die Stirne heiß und den Kopf dunstig machte.

Die Arbeiter steckten bei dem Pfiff ihre Fäuste in die weiten Hosen aus gelbem Manchestersammt, warfen einen feindlichen Blick nach dem Büreau hin und verliefen sich in den Gäßchen und Abzweigungen, die von der Gasse aus nach allen Seiten ausstrahlten. Eine Patrouille Polizisten rückte heran, mit lautem aufstampfendem Marschschritt, hielt an und blickte umher und die Gasse hinab. Sie sah nichts als die beiden Fräulein, die langsam zurückwandelten in die belebte Straße.

„Die Bauleute sind roh," klagte Therese. „Die Auftraggeber bestellen billige Häuser; da muß am Material, am Arbeitslohn gespart werden, damit wir nur etwas dabei verdienen!"

„Sie sind nicht roh," antwortete Virginia. „Sie sind arm und haben nichts als ihre Gesundheit, um ihrer Armut zu wehren."

„Arm waren sie auch in ihrer Heimat. Um sich den Hunger zu stillen, bekommen sie Geld genug und mehr als da unten in Calabrien, wo sie zu Hause sind."

Virginia stutzte. War Therese so unwissend, daß ihr solch harte Worte über die Lippen kamen? War es möglich, daß sie die Not des Daseins nicht kannte, nichts wußte von dem Jammer um Brot, der den größten Teil der Menschheit mit Peitschenhieben in die Fron trieb und sie der Ausbeutung preisgab? Es mußte so sein. Sie sann nach, wie sie in der Freundin ein schöneres Verständnis wecken konnte, eine gütigere Beurteilung derer, die aus der Heimat in die Fremde mußten, um Speise für sich und die Familie zu verschaffen. Sie sah über die Breite der Straße hinweg, in deren Häuserfronten der Luxus prachtvoll und mächtig sich behauptete.

„Therese," bat sie. Ihre Augen bekamen einen intensiven Glanz, wie wenn ein Sonnenfünkchen aus einem Seelein zurückstrahlt. „Therese, komm!" Der Freundin paßte es, noch ein wenig länger in den Abend hinauszuwandern. Heute würde sie bei dem Vater nichts mehr ausrichten. Das wußte sie. Wenn er mit den Arbeitern Geschichten hatte, dann war nichts bei ihm zu erreichen; dann war er

selbst hart gegen sie und ließ sich kein Geld aus der Tasche locken.

Sie zweigten zum Flußwasser ab, das rauschend und schäumend seine Kraft am Stauwehr bricht, aufzischt und grollend von neuem anstürmt gegen das Hemmnis, errichtet von Menschenhand. Hinter ihm liegt die breite Flut, geheimnisvoll wie ein Mutterschoß. Sie glänzt auf, wo ein Strahl der elektrischen Lampen aus den Häusern der hügeligen Gegend sie trifft, und wiegt den Schein eine Weile schaukelnd auf der Oberfläche hin und her über ihren Tiefen. Die liegen dunkel und geheimnisvoll darunter und haben das Flußwasser in sich getragen, das eilende, das durch die Stadt stürmt im eigenen schmalen Bette. Es spürt in sich die Lockung der Tiefen und hört ihren Ton, den gewaltigen, von Ewigkeit zu Ewigkeit sich gleichbleibenden Ruf des geheimen Schöpferdranges. Herrisch springt der Fluß an gegen das Stauwehr und wälzt seine Fluten gegen das Hemmnis, das ihn aufhält im raschen Laufe. Fauchend und weiß gischend vor Zorn sehen sich die Wasser zurückgeschlagen und können nur mit einem Teil ihrer Massen den Drang befriedigen, vorwärts zu stürmen im eilenden Lauf durch Täler und Wälder an lieblichen Auen vorbei und Städten und Weilern, um in einem Größeren aufzugehen, sich am Ende des Weges in einem Stärkeren zu verlieren...

Die Freundinnen gingen dem Flußwasser entlang, daran die Rädergetriebe der Maschinen und Werkstätten lagen, deren Schaufeln und Speichen nun ruhend von den Wellen übersprungen wurden. Auf der Brücke bat Virginia, einen Augenblick das Bild des Abends zu betrachten, der ruhenden Werkstätten, die wie gespenstige Phantome düster und massig sich von dem Licht der elektrischen Lampen abhoben, der rasend sich schwingenden Feuerräder, die mit Windmühlengeschwindigkeit sich in allen Flammenfarben drehten, Namen formten und Waren anpriesen. Sie schauten auf den Lichterkranz, der entlang den Ufern des Sees, des Flußwassers und hinauf bis zu den grünen Wiesenplätzen und den dunkeln Eiben kunstvoll verschlungen sich in leuchtenden Flammenzungen wand. Von den Lichtern am Wasser und den Lichtern an den Hügeln strömte eine heitere Stimmung aus, als würde ein Riesenfest in der Stadt begangen, eines, an dem man nicht sparte mit den Lichtern. Es schien, als wäre ein Streifen Sternenhimmel auf die Erde gefallen und leuchtete nun von unten herauf den Sternen am Himmel zu. Von den rasend sich drehenden Feuerrädern, den bunten Lampen, die in Regenbogenfarben bald dieser, bald jener Reklame dienten, aus den dunkeln Werkstattkolossen, aus dem treibenden und getriebenen Menschenstrome, der sich über die Brücke wälzte, bepackt mit Geräten, beladen mit Kisten, Schachteln und Düten, aus alledem strömte eine verwirrende, schwindelerregende Hast, einander zu überbieten in der Reklame, einander zu unterbieten im Preise, den eine Arbeit wert war...

Therese wurde unruhig bei diesem Bilde. Sie verlangte zurückzugehen in die breiten schönen Straßen, in denen die Ruhe des Reichtums herrschte, darin die Trottoirs glatt und sauber gefegt waren.

„Wir sind gleich am Ziel," tröstete Virginia.

Sie überschritten ein anderes Wasser, das aus den Bergen kommt, sich dem See entlang schlängelt durch breite Waldstrecken und dem Flusse zustrebt, der aus dem See kommt. Sie kamen in einen andern Teil der Stadt, wo die Haustüren offen standen und Kindergeschrei auf den Straßen war. Virginia faßte Therese bei der Hand, zog sie in eine Haustür über einen dunkeln Gang bis zu einer Stubentüre, die sie ohne anzuklopfen öffnete.

„Giovanni!" rief sie in die Stube hinein. „Es ist Virginia, die zu Euch kommt!"

Aus einer Ecke tönte ein quäkendes Stimmchen und die laute Rede einer Frau, die dem Manne befahl, die Lampe anzuzünden.

„Schickt Sie Ihr Vater, Fräulein?" fragte Giovanni und entzündete ein Schwefelholz an der Tischkante, um sich nach dem Standort der Lampe umzusehen. Er fand sie auf dem Tische, hob sie hoch und schüttelte sie ein wenig, sodaß das Oel gluckend an die Seiten des Behälters schlug.

„Es ist noch ein Restchen darin," sagte er und zündete den Docht an. Die Lampe brannte mit einer trüben stinkenden Flamme.

„Ich komme, um nach Euch zu sehen," antwortete Virginia und trat an das Bett, darin die Frau mit einem Kindlein in den Armen lag.

Virginia nahm es ihr ab und hielt es ans Licht.

„Es ist zu früh geboren," entschuldigte sich die Frau; „darum sieht es so unvollkommen aus!" Sie zog ein Tüchlein um das Kleine, als schäme sie sich, daß ihr Leib diese Armseligkeit in das Leben gestellt hatte. „Ueber den Anblick meines Mannes erschrak ich so, daß ich das Kleine gebar. Ach, Fräulein" — sie begann zu jammern und die Hände zu ringen — „er bleibt ein Krüppel!"

Giovanni stand an der Tischkante. Ein leerer Aermel baumelte an seinem Wams. „Ich bin ein Krüppel," wiederholte er gelassen. „Mein Unfall hat mir fünftausend Franken eingetragen. Die sind mein; ich habe sie mit dem Verlust meines Knochens bezahlt!" Er schüttelte mit der gesunden Hand den leeren Aermel aus, sodaß sich sein Wams öffnete und die Binden und Verbände sichtbar wurden, die den kaum verheilten Stumpf gegen eine rauhe Berührung abschlossen.

„Wir sind arm," klagte die Frau. „Das Kleine wird bald ein Engelein sein; aber die Peppina und der Enrico ..." Bei der Nennung ihrer Namen krochen die beiden Kinder aus der Bettdecke hervor, sperrten die Mäuler auf und verlangten Speise.

Virginia legte ein Geldstück auf den Tisch und fuhr den Kindern durch die krausen ungekämmten Haare.

„Ich will kein Almosen, Fräulein!" schrie der Giovanni. „Ich will meinen Anspruch ausbezahlt, der mir zusteht." Seine hohlen Backen brannten im Fieber, und die ganze armselige Gestalt zitterte in

einer Erregung, die ihn übermannte und hinfällig in den Stuhl schleuderte.

„Ihr werdet Euer Geld bekommen," versprach Virginia. „Geh, Peppina, kauf' Brot für dich und die Eltern!" Sie schob das Kind zur Türe hinaus in die Dunkelheit und suchte in dem Schaft nach einem Restchen Flüssigkeit. Sie sah zu der Frau hin, die sich auf ihrem Lager zusammengekauert hatte und das Kindlein von neuem in ihren Armen hielt.

„Es kam plötzlich über mich," antwortete diese. „Da konnte ich nichts vorbereiten. Aber dort im Ofen steckt eine Flasche mit ein wenig Wein. Ich habe sie verborgen vor den gierigen Augen der Nachbarin, die kam, um mir das Bett aufzuschütteln und Tücher für das Geborene aus dem Kasten zu reichen." Die Frau blinzelte mit einem schlauen Ausdruck Virginia an. „Ihr wißt nicht, die ihr immer genug habt von allem, wie gierig es macht, nichts zu haben," sagte sie. „Meine Handreichungen sind Speise oder Trank wert, denkt die Nachbarin. Ich wußte, wie sie dachte, und verbarg, was noch da war. Sie ist gesund und kann sich's durch Arbeit verschaffen und ist nicht wie ich durch ein armseliges Geschöpf geschwächt."

Virginia fand die Flasche, langte eine Tasse aus dem Schaft und setzte sie gefüllt dem Manne an die Lippen. Der Duft des Weines belebte seine Nerven. Er atmete ihn tief ein, richtete sich auf und begann den Inhalt einzusaugen wie ein durstiges Kind. Die Peppina kam zurück und hielt ein Brot im Arm. An einem andern biß sie mit ihren scharfen Zähnen die Kruste durch, um zu der weichen Krume zu gelangen.

„Das schmeckt gut," sagte das Kind und kaute an dem abgebissenen Stück, bis es ihm im Munde breiig und wohlschmeckend wurde.

Virginia nahm der Peppina die Brotlaibe ab und brach sie in regelmäßige Stücke. Sie suchte im Schaft nach andern Becklein, goß von dem Wein hinein und gab der Mutter und den Kindern von dem Brot und dem Wein.

Giovanni griff selbst nach einem Stück und sprach leise, wie beschämt: „Danke, Fräulein! Das Elend treibt einen zum Zorn; das Elend macht böse!"

„Ihr verlangtet Euer Recht," antwortete Virginia, sah noch einmal nach dem Säugling hin, den das Weinen erschöpft hatte und der nun wie tot neben seiner Mutter lag, wachsgelb und unbeweglich. Sie führte Therese hinaus aus der Stube, zurück über den dunkeln Gang auf die Straße. Stumm ließ sich Therese zurückgeleiten über die Brücke, vorbei an den Werkstätten, dem Flußwasser entlang bis in die helle Straße, darin die Läden in prunkvollen Auslagen ihre Waren feilboten. Dort schöpfte sie tief Atem, schüttelte ihr Gewand, bis die seidenen Unterkleider aufrauschten, und sprach:

„Wir können das Elend nicht aus unserer Stadt schaffen!"

„Aber lindern," antwortete Virginia, „damit sie es weniger grausam empfinden, die darunter leiden. Wenn sie frisch aus der Heimat kommen, sind sie am schlimmsten daran. Einzelne ringen sich durch; vielen geht es wie den Giovannis; zu der Armut kommt die Sorge für die Kinder; die Krankheit kommt und schließlich die Arbeitsunfähigkeit."

„Mir paßt es nicht, meine Lungen zu füllen mit dumpfer Luft, meine Kleider in unsaubern Stuben zu verderben," entgegnete Therese und schüttelte aufs neue ihre Röcke. „Ich gönne dir deine Freude daran und öffne dir meinen Geldbeutel, wenn du dessen bedarfst und nicht zuviel verlangst," seufzte sie; „denn das Leben ist teuer..."

„Ich will daran denken," antwortete Virginia zerstreut. Das Erlebnis in der Italienerstube stand ihr noch vor der Seele, und ihres Vaters Saumseligkeit im Ausbezahlen des Geldes an Giovanni beunruhigte sie. In ihrem Leben war nichts unklar gewesen; es gab nichts darin, was sie nicht mit ihrem Verstande oder mit ihrem Herzen begreifen konnte. Sie wußte, daß ihr Vater die Geldsumme erhalten hatte. Sie war dabei gewesen, als sie ihm durch Herrn Burger ausgehändigt wurde. „Hatten die Italiener vor dem Büreau des Architekten gedroht, weil sie glaubten, er verzögere die Auszahlung an den Giovanni?" überlegte Virginia. „Der Krüppel ist einer der Ihren. Für den stehen sie ein mit Worten und Taten, und wenn es gegen die Einheimischen geht, so fragen sie nichts nach Recht oder Unrecht." Virginia regte sich auf, als ihr alle die Möglichkeiten in den Sinn kamen, denen sich ihr Vater durch seine Saumseligkeit aussetzte.

„Es geht ihm soviel durch den Kopf!" fiel ihr ein zu denken. Dabei wurde sie ruhiger.

Sie kamen an einem Geschäft vorbei, darin ein Riesenkranz Tuberosen ausgestellt war. Hundert der zarten milchrosa Blumenkelche waren nebeneinander gereiht. Eine fest an die andere geschmiegt, ruhten sie auf weißem Atlaskissen. „Die Stadt ihrem Komponisten, Hans Weißling!" stand in Goldbuchstaben in der Mitte zu lesen.

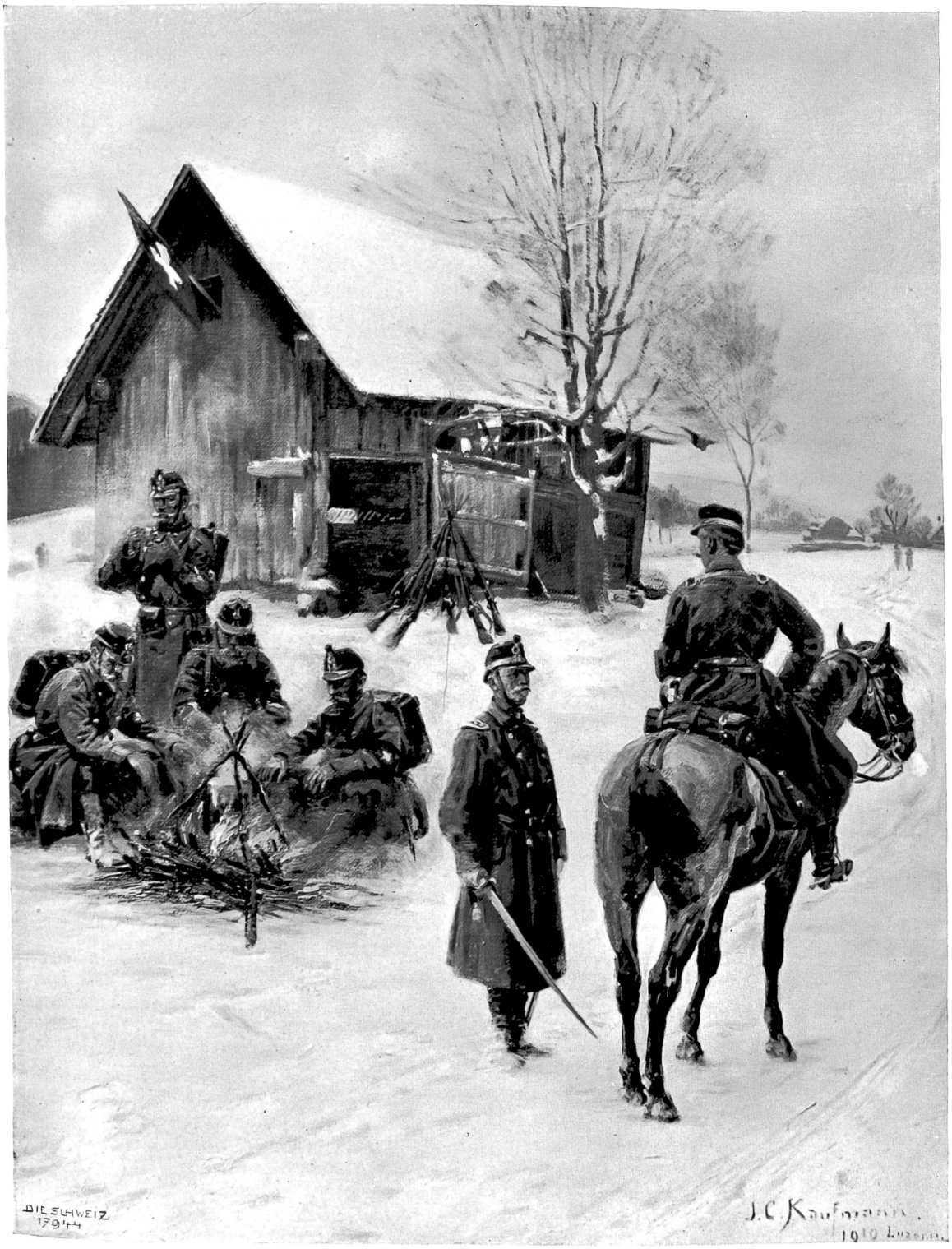
„Lauter Tuberosen," flüsterte Therese.

„Lauter Tuberosen," hauchte Virginia.

Die Mädchen betrachteten den kostbaren Schmuck, der die letzte Gabe des Lebens an einen Toten bedeutete. Durch das Glasfenster hindurch quoll der süße starke Duft der Blumen und vermischte sich mit der Abendluft und dem Dunste der wogenden Menschenmenge.

„Morgen liegt er in der Erde," sprach Virginia. „Dann ersticken die Lehmschollen den Blumenatem, und wir wissen nichts mehr von dem, der in der Erde liegt. Dessen wir gedenken, der ist ein anderer, als der, der in der Erde liegen wird; es ist ein anderer als der, der in dem Sarge liegt... Wir gedenken des Lebendigen und erinnern uns an seine Sprechweise, an den Ausdruck seines Antlitzes, wie er lachte und wie er aussah, wenn er ernst war. Von dem Toten wissen wir nichts..."

Sie strich sich über die Stirne, um die Gedanken fortzujagen, die ihre Phantasie zu trüben Bildern anregten, zu grausamen Vorstellungen, wie sie an jenem Abend von den Lippen Antonios geflossen



Joseph Clemens Kaufmann, Luzern.

Grenzbesetzung (1910).

Phot. Hermann Linck, Winterthur.

waren und in seinem kleinen zerlesenen Buche lebten. „Gott ist barmherzig," tröstete sie sich in ihrer Not... Eine Menschenwelle drängte sie von dem Schaufenster fort und staute sich davor auf.

Die Mädchen wurden durch den Ansturm auf den freien Platz getrieben, der ein Knotenpunkt der elektrischen Trams war und ein Sammelplatz für die Leute, die aus den verschiedenen Teilen der Stadt hier sich einfanden, um eine neue Richtung einzuschlagen.

„Auf Wiedersehen, Therese," sagte Virginia und blickte der Freundin nach, die mit einem der Trams hinaus in die Seegegend fuhr, dorthin, wo die neuen Landhäuser wie Frühlingsbäume aus dem künstlich dem Wasser abgerungenen Grunde wuchsen. So war eine neue Straße aus dem See emporgebaut worden und hatte Schilf und Röhricht verdrängt, darin die Wildenten genistet hatten und die Taucher mit den Larven aus weißem Federflaum vor dem schmalen Vogelgesicht und wo der bunte schillernde Eisvogel zu Hause war. Eine neue Straße war aus dem See aufgewachsen. Grollend schlugen die Wellen gegen die Quadersteine an, schäumten auf und rollten von neuem an gegen die steinernen Mauern, die ihnen das Bett enger bemaßen, als es ihnen von Natur zustand. Auf Karren und Lastwagen war Schutt, Geröll und Abfuhr herbeigeschafft worden, das dem See abgetrotzte Land in Vierecke eingeteilt und mit Häusern bebaut, deren Fassaden prunkvoll und verschnörkelt in vielerlei Stil prangten. Der Vater Theresens hatte sie vorgezeichnet nach den Wünschen seiner Auftraggeber und für sich den weitesten Vorsprung in den See ausgewählt und ein Haus darauf gestellt, das einfacher wie die andern sich ausnahm und eine Rosenlaube hatte.

Das Tram entschwand den Augen Virginias, darin Therese hinab an den See zu ihrem Hause fuhr. Ein anderes glitt herbei, läutete und hielt an. Sie sprang auf und ließ sich die Straße hinauf in den höher gelegenen Stadtteil rollen. Ohne Keuchen glitt der Wagen vorwärts, ohne das Gepuste des Dampfes. Nur in den Rädern surrte es, und ab und zu, wenn eine scharfe Kurve genommen wurde, fuhr ein Ruck durch den Wagen, der neue Kraft den Drähten entlehnte, die hochgespannt wie ein Riesenspinnengewebe über den Straßen hingen, Funken abgaben und Kraft entwickelten. Dieses Drahtgespinst, das da über ganz Lindenberg ausgebreitet war, darin die Elektrizität flutete, um sich den Wagen mitzuteilen, wenn sie mit ihren Ringen Kraft enthoben aus dem rastlos darin pulsierenden Strome, es war wie der Wille, der über dem Getriebe der Menschen sein Netz ausgespannt hielt, angefüllt mit dem kostbaren Schatze der Energie, die frei und an keinen persönlichen Willen gebunden im Raume flutet. Verstand es ein einzelner, von diesem Gute zu entlehnen, von der großen, aufgestapelten, unverbrauchten Willenskraft der Welt, so hob sich sein Einzeldasein aus der Vielheit empor. Er konnte abgeben von dem Willen der Welt, der sein Wille geworden war, an die Vielheit, sodaß sie wie mit einem Ruck vorwärtsgetragen wurde in eine neue Ferne, zu einer neuen Höhe. Caesar nahm von dem Willen der Welt und eroberte die Welt durch das Schwert. Franciscus von Assisi sog wie ein Bienlein am Blütenkelche aus dem Willen der Welt die Kraft zur Liebe, die Gottes Liebe gleicht. Diese große unverbrauchte Energie tönte brausend und übergewaltig dem innern Ohre des tauben Beethoven und ließ ihn Noten voll Wohllaut schreiben. Schiller riß in stürmender Frühlingskraft den Willen der Welt in seine Seele und schenkte der Vielheit die köstliche Begeisterung und den Mut zur Freiheit...

Etwas von diesem Weltwillen spürte Virginia an ihre Seele klopfen und ihre Phantasie befruchten. Die Gedanken strömten ihr zu; ungerufen kamen sie aus Vergangenheit und Gegenwart und wagten sich vor in die Zukunft. Da war das Elend, die Armut, die nach Brot schrie, das Elend, das ein Obdach suchte. Das wucherte wie ein Schlinggewächs und schwoll an wie eine Sumpfpflanze; wie ein schmarotzendes Moos überwucherte es die Güte und erstickte die Liebe.

Das Weib des Giovanni war so tief in der Armut verstrickt, daß es dem Säugling keinen bessern Trost zu geben wußte als den, er möge bald ein Engelein werden.

„Ist etwas köstlicher als ein Menschenleben?" dachte Virginia. „Gibt es etwas Ausgezeichneteres als ein Kindlein, das wachsen und sein Schicksal erfüllen soll?" Sie sah das armselige, zu früh Geborene vor sich, das kaum die Kraft zum Atmen besaß oder die Augen aufzuschlagen, um das Sonnenlicht darin aufzufangen.

„Wie arm ist die Welt," sprach sie zu sich, „wie arm sind wir Menschen, wenn eine Mutter sagen muß: ‚Dein Platz ist auf der Erde über und über besetzt, mein Kind! Dein Brot ist hundertfach verteilt; die Leinwand, um deine Nacktheit einzuhüllen, wurde zum voraus für andere verschnitten. Deine Mutter hat nichts dir zu geben als den Trost, du mögest bald im Himmel ein Engelein sein!'"

Es lag der Mädchenseele schwer auf, wie arm diese Mutter war, wie erbarmungswürdig der Zustand ihres Innern sein mußte, wie sie aller Kraft bar, am Rande der Verzweiflung angelangt, mit keinem wärmern Wunsche aus ihrem Muttersinne ihr Geborenes begrüßen konnte als dem, es bald tot zu wissen. „Ist die Welt in Wahrheit so übel daran?" Virginia erwog die Frage und versuchte, sie sich aus der Erfahrung zu beantworten, die sie gemacht hatte, seitdem sie anfing, nachzudenken. Ihre Züge wurden seltsam steif und ihre Blicke leer, als hätte sie ihr Leben ausgeschickt, um das Herz der Erde zu erforschen und zu befragen nach seiner Barmherzigkeit.

„Caritas hat mich Antonio Vanni genannt!" Sie war sich nicht klar, ob er es getan hatte aus Verdruß oder aus Freude über ihre schwachen Ansätze, die Armut in ihrer Stadt um einen Tropfen zu verringern. Sie ärgerte sich, daß ihr die Bemerkung des Bildhauers einfiel. Was ging sie Antonio Vanni an? Was hatte der Italiener mit ihren Gedanken, mit ihren

Plänen zu tun? Sie reckte sich hoch auf. „Keine Träne soll fließen, die ich stillen kann; kein Leben soll auslöschen, dessen Flamme ich zu erhalten vermag!“ Es war ein feierliches Gelöbnis, das sie sich selbst gab, inmitten der Menschen, die sie schoben und drängten, die ein- und ausstiegen und ihre Tagesneuigkeiten einander zuriefen. Aus der Nähe dieser Menschen schöpfte sie Mut, Freudigkeit aus der Hast, mit der sie an ihre Arbeit eilten, mit der sie ihre kleinen Interessen verhandelten und sich gegenseitig verbargen, wo sie eine Blöße, eine heimliche Not quälte. Aus all dieser Alltäglichkeit wuchs ihr die Kraft zu ihrem Willen, den Menschen zu dienen durch Liebe, durch Güte, durch Barmherzigkeit.

Sie stieg ab vom Tram, ließ es an sich vorbeisurren und sah dem Wagen nach, wie er den Berg höher hinaufrollte, mit seinen Ringen das Drahtnetz berührte und wie ab und zu kleine Funken aufsprühten, weißrot in der Glut, von einem Lilaatem umzüngelt. Sie bog in ihre Straße ein und sprang die Stufen zu ihrer Elternwohnung hinauf, mit einem Satz, und riß die Türe zu dem Privatbüreau ihres Vaters auf. Das Büreau war leer, und vor dem Platz, den er gewöhnlich innehatte, waren Schreibereien aufgestapelt, Briefe und Rechtsschriften.

„Er hat viel Arbeit, der Vater,“ sagte sie besorgt und zog die Türe wieder zu. „Ich will bis morgen warten. Ich will ihn erst morgen an den Giovanni erinnern, morgen, wenn Weißlings Beerdigung vorbei ist!“

Sie stellte sich das Gesicht ihres Vaters vor; es fiel ihr auf, daß er in den letzten Wochen gealtert hatte, graue Haare an den Schläfen büschelweise aufstanden und seine Stirnwülste, die nicht mehr wie sonst sich in der Ruhe glätteten, dunkelgefärbt und angeschwollen über seinen Brauen lasteten. „Guter Vater,“ flüsterte sie voll Zärtlichkeit und ging hinüber ins Wohnzimmer, wo die Mutter allein am Teetisch wartete... (Fortsetzung folgt).

Des Maya-Fürsten Rede an seine heiratsfähige Tochter.

Eine Studie von Charlot Straßer, Zürich. Nachdruck verboten.

(Schluß).

Edwin Ganz, Zürich-Brüssel. **Rückkehr von der Schmiede** (Zeichnung).

Während langer Tage, die ich auf See an der Westküste Mittelamerikas verbrachte, hatte ich viel Zeit und Muße, in einem köstlichen alten Folianten, der den ehrwürdigen Geruch der Jahrhunderte ausströmte, wenn man in ihm blätterte, und der in einfachen, großen Antiqualettern gedruckt war, zu stöbern und die Aufzeichnungen des Pater Sahagun zu studieren.

Es wäre ja noch so vieles über die Staatseinrichtungen, die Gebräuche der Mayas zu erzählen, und sie sind uns von keinem Geringern als dem englischen Philosophen Herbert Spencer mundgerecht gemacht worden, der nach allen ihm zur Verfügung stehenden Quellen eine Zusammenstellung über das alte Yucatan herausgearbeitet hat, eine in ihrer Kürze und logischen Einteilung klassische Arbeit — aber es würde mich zu weit führen. Ich möchte lieber aus Sahaguns Monumentalwerk, das meines Wissens ins Deutsche nicht übersetzt ist, eines der Kapitel plündern, damit es in seiner schlichten Art mehr von der hohen Denkweise der Mayas bezeuge als eine Aufzählung von Sitten und Einrichtungen, die überdies in kurzen Andeutungen nur dem Eingeweihten ein klares Bild geben könnte.

Wer aber in der Meinung, es finde sich in der langen Rede etwas zuviel Moralin, dem Pater Sahagun und mir zürnen möchte, den warne ich zuvor und bitte ich, das hier folgende Kapitel ungelesen zu lassen, das achtzehnte nämlich aus dem fünften Buche der allgemeinen Geschichte von den Dingen in Neuspanien, aufgezeichnet